Zeitschrift: Wissen und Leben
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 26 (1923-1924)
Heft: 2

Artikel: In der Reifezeit
Autor: Adrian, Walter
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-748332

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 20.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

IN DER REIFEZEIT

Es war eine Reihe von herrlichen Sommertagen angebrochen. Einer nach dem andern ging auf und verdämmerte wieder, und sie waren nicht zum voraus gezählt mit neidischem Geize. Die Morgenfrühe war frisch, oft mit silbernem Dunst und Tau wie im Herbst, die Mittagsstunden satt und golden im Sonnenschein, unter den breit schattenden Laubbäumen aber voll lautlos spielender Lichter und süß einschläfernd wie das geruhsame Plätschern eines kühlen Brunnens.

Dem Flusse entlang wehte in dem leicht bewegten Atem der Luft der weiße Wollsamen der Silberpappel in einem duftigen Schneefall einher und bedeckte das Ufer.

Zu jeder Tageszeit erklang hier das Geschrei jugendlicher Stimmen. Es lag, von Silberpappeln umgeben, eine Wiese da, auf der die Jugend ihre Zeit beim Ballspiel zubrachte. Große und kleine Buben fanden sich zusammen, und da und dort half ein tapferes Mädchen mit.

Es hatte Langaufgeschossene unter ihnen, die sich wie hochgestengelte Pflanzen im Winde neigten, und es hatte zarte Schmächtige, die nicht viel wogen, und die wie ein gebrechliches Gebilde aus Schilf die Glieder rührten. Andern aber hatte die stete Lust, sich zu tummeln, hatten Luft, Sonne und der kräftige Hunger nach dem Spiel den Leib gelenkig und stark gemacht, und diese federten über die Matte, knapp wie Bachstelzen und sicher zugleich wie Fohlen.

Eine, die kaum mehr ein Kind zu nennen war, trug ein leichtes, weißes Kleid, das blendend hell in der Sonne schimmerte. Ihr war wohl, und wenn der Ball sich in der Ferne bewegte, so hob sie wie schwimmend die im Spiel gekräftigten Arme in die Luft und haschte spielend nach der weißen Wolle, die von den Silberpappeln her in duftigen Flocken herabschwebte.

Unter den Bäumen drüben spielte eine Schar von Jünglingen, die ihre täglich wachsenden Leiber nicht zur Ruhe kommen ließen mit Laufen, Rufen und Werfen. Auf ihre Scheitel und Schultern legte sich der wollige Schnee, der in der Luft herumtrieb. So segnete sie der Frucht tragende Baum, zu dessen Füßen sie sich männlich stählten, zugleich mit Anmut

und weißem Blütenschimmer. — Am Abend gingen sie auseinander, keuchend, und einmal voll mutiger Lust zu einer scharfen Fehde, einmal in friedlicher Ermüdung und mit treuherzig erhitzten Blicken, und solche, die im Spiel sich ernst und fest bekämpft hatten, schlangen sich freundlich den Arm um die Schultern. Andern Tags trafen sie sich wieder, und niemals versiegten Geschrei, Lust und Lachen auf diesem Platze, solang der Sommer währte.

Leicht und luftig war hier einem jeden das Gewand, sie unterschieden sich nur durch Wuchs und durch grüne und rote Bänder, die sie um die Stirn trugen, um im Spiel Freund und Feind zu unterscheiden. Die Werktagskleider aber, die sie schieden in Arme und Reiche, die lagen allesamt zu Knäueln gerollt in den untersten Astgabeln der Silberpappeln wie trauliche Vogelnester, und da und dort spielte der Wind mit einem leicht herunterhängenden, schimmernden Hemdärmel. Abends fanden sie sich alle wieder getreulich ein bei ihrem Bündel, streckten sich am Baume empor und hoben es herab, und den Kleinern reichten es die Langgewachsenen.

So wurden sie in Spiel und Ringen frei wie Faune im Wald. Ihre Lieblingsgeschöpfe aber drängt die Natur nach dem süßen Verlangen hin, dass alle dem einen Triebe gehorchen, solange sie ihnen Anmut über den Scheitel gießt.

Der Jüngling, der tagsüber gespielt und gekämpft hatte mit seinen Freunden, fiel abends rasch in tiefen Schlaf. In der Kammer stand noch ein Bett, in dem der kleinere Bruder schlief.

Der Knabe stand morgens früh auf, aber der Jüngling blieb noch eine Weile liegen. Er schloss nach dem Erwachen noch die Augen, und während draußen blühend der Atem des Tages sich zu heben begann, sah er deutlich eine Gestalt neben sich liegen, langgestreckt, mit gehobenen Armen, und in kindlich rührender Schlankheit. Wie ein kühler Herbstmorgen, dessen Duft von Reife und tiefem Bewusstsein der vergangenen Sommerhitze ruhig und fest ans Herz greift, so war die Schlankheit dieses Mädchentums, das der Jüngling in Liebe genoss, so fühlte er bald kühl, bald warm einen Körper, und zuletzt legte es sich um seine Stirne wie der erste Frost nach süßen Sonnentagen.

So lag er völlig in Traum und Liebe gelöst da und ahnte nicht, dass dies scheinbare Genügefinden sein Verlangen mehr und mehr vergrößerte.

An schönen Tagen wanderte er mit dem kleinern Bruder fort von zu Hause, oft schon in den frühen Morgenstunden. Da war der Jüngling noch traumumfangen, aber der Knabe war schon erfrischt und erwärmt zugleich durch die Arbeit in den frühsten Stunden, wo er im Hause das eine und andere zu besorgen hatte.

Beiden hatte die Natur den Sommer über alles dargeboten, ihre Wangen zu reifen wie eine Frucht, die im Herbst eine pflückende Hand begehrlich an den Mund führt. — Der Knabe sprang umher, im Wald und am Flusse, zierlich oder wild, wie die Lust über ihn kam. Seine Kleider waren gekennzeichnet von den Baumzweigen und Pflanzen, die ihn im Vorbeistreifen umranken wollten, und von den moosigen Steinen, auf die er sich da und dort für einen Augenblick leicht hinsetzte, waren seine Schenkel wollig besponnen mit grünen Pflanzenfasern, und hell gefärbt vom Sande. Dies vergnügte den Jüngling, und er sagte zum kleinern Bruder: « Wenn du hier dich setzest und dort, auf Steinen und am Boden, so wirst du mir noch ganz ein Reh, und bekommst auch für immer einen so lustigen hellen Fleck hinten auf dem Sitz. »

Der Knabe lachte fröhlich und schaute mit stolzer Zärtlichkeit zum ältern Bruder empor. Der kühle Morgen hatte sich in frischer Farbe auf des Jünglings Gesicht gelegt, das einer Aprikose gleich warm getönt war, und in seinen Haaren blieben glänzend die kleinen Tröpfchen der Frühe hängen.

Den ganzen Sommer über hatten sie fleißig im Flusse gebadet, und wenn sie nun auch im beginnenden Herbst sich entblößten, so erschien ihr Körper an Sonnenhitze, Luft und Windeskühle und an das Erschauern vor dem kalten Wasser gewöhnt. Sie fühlten sich voll von wohliger Gesundheit, und wenn sie nebeneinander auf dem Sande am Flussufer lagen, ließen sie ihre Muskeln spielen, der Jüngling lehrte den Knaben den eigenen Körper zu bewundern, und dies verband sie mit einem traulichen Geheimnis.

« Spürst du, wie dir die Sonne durch den Leib rieselt, » sagte

der Ältere, « und wenn du die Füße so tief im warmen Sande stecken lässt, so fängst du noch an, Wurzeln zu schlagen. » Der Knabe lachte auf vor Erstaunen und fand, es könnte ihm wirklich noch geschehen. Dann bewegte er die Zehen unter dem Sand, dass da und dort im grauen Geriesel ein Stück Haut wie ein rosenfarbiger Wurm auftauchte.

Der Strom kam in dieser Jahreszeit im tiefsten Blaugrün einhergerauscht, vom schrägen Strahl der abschiednehmenden Sonnenwärme lind vergoldet. Die Hügel der Ferne verschwebten im silberhellen Dunst, und ihre bunten Farben waren gedämpft und schwanden dahin, mit den letzten warmen Tagen verdämmernd. Doch war alles noch vollauf durchtränkt von einem großen und herrlich befruchtenden Licht, das die Erde wie in Erinnerung an die vergangene Jahresjugend immer goldener weiterspann in Lichtfäden, still aufsteigendem Rauch und in farbigen Tautropfen.

Sie ließen sich willig in der Strömung hinuntertreiben, tauchten unter und wieder auf und jauchzten, plauderten und sprudelten dazwischen, als hätte das Schwimmen im vertrauten Strom weder Anfang noch Ende. Mückenschwärme hoben und senkten sich, in feierlichem Tanz über dem Wasser schwebend, und alles, Luft und Wasser, war erfüllt von der Seele der kleinen Geschöpfe, deren Leben mit der Jahresneige zugleich zu Ende ging. Und bis zur geschwelltesten Sättigung nahmen die beiden die frei herumschwebende Lebenskraft in ihren Körper auf.

Der Knabe blickte mit liebevoller Bewunderung zum ältern Bruder empor. Und seit er gesehen hatte, wie der Jüngling beim Ballspiel mit den Augen stets an jener weißen Mädchengestalt hing, wie er zu ihr trat, so oft es anging, und wie Stunden kamen, wo er selbst, der kleinere Bruder, den ältern umsonst suchte, seither war ihm, als besitze der Jüngling die fremde, süße Kunst und könne ihm das mitteilen, woran er selbst schon hie und da mit Neugierde, Angst und geheimer Verehrung dachte. Er glaubte fest, den Jüngling erwarte am Flusse irgendwo die Freundin, und wenn der Ältere auf dem schmalen, versteckten Weglein am Ufer voranlief und seine helle Gestalt in den Büschen verschwand und wieder auftauchte, so machte der Knabe bei jeder Wegkrümmung große Augen vor Erwartung

und folgte so rasch er konnte, mit den Zehen die sandigen Stellen zwischen den spitzen Steinen ausspürend. Und das versteckte Weglein, auf dem sich die Spur nasser Füße abzeichnete, sprach ihn wie eine süße Sünde an.

Doch zeigte sich nie etwas, und seine Erwartung wurde stets getäuscht.

Auch tat der Jüngling, als wüsste er von nichts und lachte nur, wenn der Knabe etwas von seiner Liebe hören wollte.

Einmal lag der Jüngling auf dem Sande, und der Knabe vergnügte sich damit, Fische aus dem Fluss in kleine Tümpel zu treiben, die er im Sande ausgescharrt hatte. Als er sich einmal nach dem Bruder umsah, bemerkte er, dass der tief eingeschlafen war. Der Knabe setzte sich leise neben ihn und betrachtete den Daliegenden.

Er schien ihm seltsam verändert. Die Lider waren nur ganz leicht geschlossen, wie schwebend, und der Mund stand mit einem lechzenden Ausdruck offen.

Der Knabe begann die Einsamkeit der Stunde zu empfinden. Die Seiten des schlafenden Menschen hoben und senkten sich in kurzen Stößen unter den Atemzügen, wie bei einem Tiere, das in der weiten, wilden Natur als ein zuckendes, lebendiges Fleisch sich ausruht, ein einsam pochendes Herz im ungeheuren Körper.

Ein fremdes Gefühl beschlich den Knaben, und wie er zugleich in den Tümpeln die gefangenen Fische zappeln und schnappen sah, sagte er zu sich: «Wenn er nun wieder erwachte mit dem Geist und Sinn eines Tieres!»

Dieser langgestreckte Leib mit den Händen und Füßen, die hie und da im Schlafe zuckten und wie Fühler ausgebreitet lagen, schien tüchtig, sich hurtiges Wild zu erjagen, im Kampfe sich zu wehren, mit Krallen und Zähnen tödlich raufend, als wäre des Gegners Fleisch und Blut nicht anders beschaffen als die Glieder eines Tieres, die man sich zur Nahrung schlägt und bricht wie einen knorrigen Baumast.

Der Knabe fühlte die fremde Macht und Wildheit des Schlafgottes im andern, und Furcht beschlich ihn in dem einsam lauschenden Mittag.

Er sah um sich: Weit und breit nichts Lebendiges außer dem

glucksenden Wasser und den herumschnellenden Fischen Und neben ihm einer, den er nicht mehr erkannte. Die zwei korallenroten Kreise auf jeder Seite der Brust des Schlafenden erschienen dem lugenden Knaben ein so seltsam wilder Schmuck, wie die Augen eines Fisches, auf eine fremde Art lebendig.

Der Knabe streckte die Hand über das fremde Antlitz und ließ die kühle Luft, die dem Munde des Schläfers entströmte, über seine Hand gleiten, und er fühlte, wie der Hauch tief aus dem Innern des andern Körpers kam. Dann legte er die Hand auf die Brust des andern, um sich an dem heimischen, vertrauten Ton des pochenden Herzens zu heilen von seinem Todesgrauen. Tief drinnen spürte er es, ruhig und voll, das einzig Wache an dem Entrückten, der Sitz der innersten vulkanischen Lebenskraft.

Vom Wühlen im Sand und Wasser war die Hand des Knaben kalt und feucht wie ein Fisch, und der Schlafende zuckte zusammen. Dann wand er sich langsam, ein Knie hob sich und zog den Fuß nach oben, dann legte es sich über das andere Knie, die Hände zuckten lebhafter und schienen nach etwas greifen zu wollen, und plötzlich erschloss sich der Mund in einem lallenden Seufzer voll durstiger und gequälter Sehnsucht.

Zugleich erwachte der Jüngling. Er fuhr sich mit der Hand über die Augen und schaute groß um sich. Er krümmte und dehnte sich und kehrte nur langsam ins volle Bewusstsein zurück.

Der Knabe war aufgesprungen und ein paar Schritte geflohen. Jetzt fragte er abergläubisch und mit durstigen Blicken: « Was hast du geträumt? »

Aber der Jüngling wollte nicht darauf eingehen, und der Knabe dachte: « Du warst bei ihr, mit ihr zusammen. »

Als sie in die Kleider geschlüpft waren, ergriff der Jüngling heimlich einen der gefangenen Fische aus dem kleinen Tümpel, und während er die Hand freundschaftlich auf die Schulter des Bruders legte und sagte: « Sieh, das habe ich geträumt », ließ er ihm den zappelnden Fisch im Nacken unter das Hemd gleiten. Der Knabe, der schon lange ganz still geworden war und nun groß aufmerken wollte, erschrak ganz entsetzlich und warf sich schreiend mit dem Rücken gegen einen Baum. Er wimmerte und schüttelte sich, bis der Fisch unten an seinen Knien zum

Vorschein kam, und er maulte noch lange, auf dem Heimweg, beim Nachtmahl und bis sie sich schlafen legten.

Der Knabe lag wach auf dem Lager und starrte in das Licht, als der ältere Bruder hereintrat, um zu Bette zu gehen.

« Warum löschest du die Lampe nicht? Dreh dich gegen die Wand jetzt. »

Doch der Knabe hing stetsfort mit sonderbar geistesabwesenden Augen am Bruder, der sich entkleidete und zur Ruhe legte. Als er dem Jüngling gute Nacht wünschte, erhielt er keine Antwort. Da stand der Knabe noch einmal auf, trat an das andere Bett und erbettelte sich den brüderlichen Gruß, ohne den er nicht einschlafen konnte, mit einem Mund voll Süßigkeit, die er aus seiner eigenen Vorratsschachtel nahm und dem Bruder zwischen die Lippen stopfte. Da kam das « gute Nacht », etwas gepresst zwar, und zugleich die Weisung, nun endlich einzuschlafen.

Der Knabe hatte an seiner Hand deutlich die kräftigen Haare gefühlt, die über den Lippen des Bruders standen, und während er nun an dem leichten Flaum zupfte, der sich an seinen eigenen Wangen kaum erst hervorwagte, seine Achselhöhle nur ganz leicht verdunkelte und seine Scham umkräuselte, erinnerte er sich der früheren Jahre, wo er abends oft noch ein Stündchen zum Bruder ins Bett schlüpfen und sich Geschichten erzählen lassen durfte. Aber seit dem Bruder der Bart auf Kinn und Wangen sprosste, war es aus mit dieser Vertraulichkeit. Doch merkwürdig! Jetzt, da er den Jüngling stets allein auf seinem Lager wusste, war ihm, als schliefe der doch nicht einsam: in der Dunkelheit starrte der Knabe mit aufgerissenen Augen zum andern Bett, dessen Decken rauschten, als lägen fremde Menschen dort, fremder als der Bruder, und fremder, als er selbst sich ausdenken konnte. Er hörte, wie der Jüngling unruhig schlief, sich wälzte, und wieder erklang der Seufzer voll durstiger und gequälter Sehnsucht.

Schon früh in der Nacht schreckte der Knabe einmal empor, und er glaubte den Bruder im langen, weißen Hemde vor sich stehen zu sehen. Und später war ihm, als verließe der Jüngling angekleidet das Zimmer, und zuletzt — noch einmal glaubte er aufgewacht zu sein — stand der Bruder am Bett und winkte ihm zu folgen. —

Dann fand er sich draußen im Walde oder am Fluss auf der warmen Erde wieder, nicht allein, und nicht mit dem Bruder bloß zusammengeschmiegt, es hatte sich in einem traulichen Neste von Moos und Sand ein Drittes zu ihnen gesellt. Viel feiner als alles, was er bisher gesehen und gefühlt hatte, war dies Dritte, und auf eine viel süßere Art, als er es bisher gewohnt war, zog es sie beide dazu hin. Der Bruder lag dicht neben ihm wie früher, als beide noch Knaben waren, und an seinen Schultern fühlte er die Wärme der bekannten Brust. An dem dritten, dem fremden Leib aber, den er unverwandt betrachten wollte, hing die Brust üppig in zwei groß geblähten Fischblasen, oder wie riesige milchweiße Tropfen, und die korallenen Kreise, die diese Hügel bekrönten, sahen ihn mit fremdem Blick an wie zwei stumme Fischaugen. Mit dem Bruder zusammen atmete er warm und erwartete den Tag, aber der dritte Leib war nächtlich und kühl.

So oft der Knabe in seinem Verlangen die Hand danach ausstrecken wollte, hielt der Bruder ihn zurück an den Handgelenken.

Von einem Baume oder irgendwoher senkte sich in weichen Flocken weiße Wolle herab und lagerte als zärtlicher Flaum auf Kinn und Wangen der beiden. Und dasselbe luftige Gelock umgab den Schoß des Knaben in dichtem, gekräuseltem Fell, so dass er fast entsetzt an seinem Leibe herabblickte; und es beschlich ihn bei diesem Anblick, dem nie gesehenen, ein Schauder vor der eigenen Männlichkeit, befremdend wie ein Herbstmorgen mitten im Sommer.

Er sah, wie zwei Hände sich nach dem dritten Körper streckten, und die Sehnsucht, die ihn selbst von Anfang an erfüllt hatte, steigerte sich mit einem mächtigen Schwung. Wärme wechselte mit Kühle, als sei er schwimmend und schwebend einem Strom hingegeben, der abwechselnd mit Sonne, mit feuchtem Sand und mit Wasserkühle ihn umdränge und auflöse. Und im Takte mit diesem Wechsel schlug immer lauter pochend das Herz des Bruders an seine Schultern, bis es zu seinem eigenen, heftigen Pulsschlag ward, und in diesem Wechseltakte wieder begann seine Lust in Wellen vorzustoßen, als sollte sie sich nach außen drängen und von seinem Körper loslösen.

Jedes seiner Glieder schmolz nun in einem Gefühl, als schmeckten Zungen eine durchdringende Süßigkeit, und zugleich übergoss alles eine Flut kühlender Wellen. Fische zappelten und schnappten darin, und ein Zucken und Bäumen wie von herumschnellenden Fischen ging auch in mächtiger Bewegung durch die drei menschlichen Körper, und alles schmolz hin, glitschte ihm durch die Finger und den Leib hinunter mit nassem Fischgezappel.

Erwachend spürte er sein Herz laut und rasch schlagen, voll, und mit einem Klang, als pochte eine mächtig drängende Quelle von innen an die Erdwand, um sie zu durchbrechen; sein Atem ging in raschern Zügen als jemals beim Laufen und Ringen; aus dem Traume erwacht, glaubte er immer noch mit süß gelähmtem Leibe zu schwimmen in einem Nass, so warm und würzig, als seien Sonne, Wind und Flut eines ganzen Sommers vereinigt in einen einzigen Augenblick, und der Duft der Reife streifte ihn, so harzig und satt, dass selbst seine Kehle ihn schlürfen konnte wie einen Trunk.

In seiner Hand aber, ach, er erschrak, als er es fühlte, und wusste nicht, ob er wache oder träume, in seiner Hand hielt er noch immer einen der zuckenden Fische, mit denen zugleich ihn die Lust überschwemmt hatte, und deren einer nun auf seinem Schoße liegen geblieben schien. Er starrte beklommen in das Mondlicht, das durchs offene Fenster drang und am Boden als ein bleicher Schimmer schwebte. Über nichts war er sich klar, er wusste nicht, wo er war, und wer das neue fremde Leben in seinem Leibe entfacht habe und lenke.

Im Hause knarrte es. Plötzlich sah er, wie sich leise die Türe öffnete. In jähem Schreck zog sich sein Herz zusammen und setzte aus.

Ein Luftzug strich vom Fenster her nach der Türe über sein glühendes Gesicht und kühlte es mit feuchtem Nebelwehen. Eine dunkle Gestalt war sachte hereingeschlüpft und bückte sich nun nieder, um die Schuhe abzustellen, die sie in der Hand trug. Im Knaben löste sich die Angst, denn er sah, dass es der Bruder war. In der Ferne begann eine Uhr in vielen Schlägen eine späte Stunde zu schlagen. Der Jüngling entkleidete sich rasch und lautlos. Mehrmals spähte er mit scheuen Augen zum

Bett des Knaben hinüber. Der schloss dann die Augen, um den Jüngling nicht merken zu lassen, dass er um seinen nächtlichen Ausflug wisse. Dazwischen hing er an der vertrauten brüderlichen Gestalt mit einem großen Blicke, und die beruhigende Häuslichkeit des Beisammenwohnens umfing ihn mit wohligem Gefühle.

Sein eigener Traum war ihm nun klar geworden.

Der Jüngling schlüpfte unter die Decke und streckte sich aus zur Ruhe. Er fand sie nun, ohne sich erst zu wälzen und ohne schmachtendes Seufzen.

Am folgenden Tage, als sie wieder beisammen am Flusse waren, wurde der Knabe oft unwirsch angefahren vom Bruder, ohne dass er den Grund einsah. Und als er einmal maulte, fasste ihn der Jüngling am Haarschopf, um ihn zu zausen.

Da schrie der Knabe: « Lass los! Ich weiß, wo du warst heute Nacht. »

Dies Wort befreite ihn. Und der große Bruder mochte sich unwissend stellen wie er wollte, die tiefe Röte, die sein Antlitz überzog, verriet ihn. Der Kleine war ihm nun überlegen, und er sonnte sich im Stillen, dass niemand seinen eigenen Traum ahnen konnte. Zugleich glaubte er nun aber auch ein Mann zu sein wie der Bruder, und er versprach ihm großartig, das Geheimnis zu hüten. Während der Jüngling schweigsam einherging, prahlte der Knabe mit viel Gerede, und zuletzt, auf dem Heimweg, konnte er sich nicht enthalten, seinen Traum doch noch zu erzählen und die Geschichte von dem Fisch.

Die Bäume zu beiden Seiten des Weges, den sie beschritten, standen nun in der farbigsten Buntheit des Herbstes.

Am Boden lagen die Blätter schon in großer Zahl leicht hingestreut, und dazwischen ruhten herabgefallene Früchte, die mit unendlich zartem Nebelschmelz umsilbert waren.

Die Reife spann sich in tausend Fäden über den Acker, wo die Erde schwer und arbeitskräftig lag, wie treues, unentbehrliches Brot.

Die beiden brauchten sich nur zu bücken, so gehörte ihnen eine reife Frucht.

Sonst hatten sie sich oft darum gezankt, wer sie besitzen dürfe; aber heute steckte der Ältere alles, was er fand, dem Jün-

geren mit wortloser Zärtlichkeit in die Rocktasche. Oder er teilte es sorgfältig in zwei ungleiche Hälften und drängte freundlich und sanft dem Kleinern die größere auf. Und was der Knabe fand, das biss er nur leicht an, um es zu versuchen, und was ihm besonders gut schien, das musste der Bruder haben.

Einer schaute lächelnd dem andern zu, aber wenn sich ihre Augen trafen, so blickten sie rasch wieder weg.

Vor einem lodernd bunten Walde entstieg einem Feldfeuer ein blauer Rauch und verschwebte still in dem goldenen Himmel. Es war, als löse sich in ihm die Seele des Jahres lächelnd auf und schwinde zugleich mit dem vielen tot hinsinkenden Laub und Getier ins große Weben zurück.

Den beiden Menschen aber vermochte dieser zarte Tod nicht ans Herz zu greifen. In ihnen sprosste das Leben nur um so drängender und rötete ihnen das Antlitz, um das sich die Haare in wirren, vollen Locken legten.

BERN WALTER ADRIAN

DER LEERLAUF IN DER VOLKSWIRTSCHAFT

Nur angestrengte Arbeit aller und redliche Pflichterfüllung eines jeden, möglichste Ausschaltung der unproduktiven Tätigkeiten und der künstlich geschaffenen Massenpausen können aus dem wirtschaftlichen Jammer erlösen. Was für alle Staaten gilt, trifft auch auf unser Land zu, das noch manches vorzukehren und viel zu unterlassen hat, wenn es sich rühmen will, die Zeit zu verstehen und seine eigene nationale Wirtschaft den Umständen gemäß zu rationalisieren. Bei uns, wie anderwärts, gilt es, die Arbeit richtig einzuteilen, die Organisation derselben zu straffen und peinlich das auszumerzen, was wir den „Leerlauf in der Volkswirtschaft" nennen.

Mit an vorderster Stelle wirtschaftlicher Übel steht die *Arbeitslosigkeit*, die, so wie die Dinge heute liegen, unzweifelhaft beseitigt werden kann, wenn erstens alle Kreise zusammen — Staat, selbständig und unselbständig Erwerbende — dahin trachten, die Produktion zu verbilligen, zumal diese Verbilligung allein unsere Werkstätten, Fabriken, die Scheunen und Keller